

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

*IM ALLIIERTEN
SIEGESRAUSCH*



„Halt, halt, noch keine Siegesmeldung ausgeben, das ist ja keine Insel, das kommt nur von einer Fliege!“

Alleati ebbri di vittorie: "Alt, alt! Non date fuori ancora nessuna notizia di vittoria! Non è un'isola, ma solo un . . . escremento di mosca!,"



Der Achtzehnhundertsechundsiebziger

Gestern gab ihm mir die Kellnerin beim Wechseln heraus. Es war ein ganz gewöhnlicher Pfennig, ein kupferner. „Ach, Verzeihung, der gilt nicht mehr“, sagte sie und wollte ihn wieder zurücknehmen. Ich bat sie, ihn mir zu überlassen. Ich besah ihn genauer, er trug die Jahreszahl achtzehnhundertsechundsiebzig. Das war sein Geburtsjahr, sein Prägejahr. Siebenundsechzig Jahre ist er heute alt, ein Pfennig in den besten Jahren, ziemlich gut erhalten. An der Oberfläche etwas abgegriffen, aber was kann man schon von einem Siebenundsechzigjährigen anders erwarten. Na, und außer Kurs gesetzt ist er auch schon. Er ist halt im Ruhezustand. „Deutsches Reich“ ist deutlich auf ihm zu lesen. Fünf Jahre war dieses deutsche Reich damals alt, als der Pfennig mit blankem Prägeglanz in die Welt schaute. Der alte Kaiser Wilhelm regierte, und Bismarck lebte und Moltke, und viele, von denen man heute spricht, lebten noch nicht. Man telefonierte noch nicht damals, Benzin diente nur zum Flecke reinigen, das Fliegen war eine Spezialität der Vögel und Insekten, und Rundfunk — ach du lieber Gott, wer wußte damals was vom Rundfunk, die Ätherwellen steckten in den Kinderschuhen; in der Luft und in der Stratosphäre herrschten geradezu paradiesische Zustände.

So war es damals, als mein neuer Freund seine Wanderschaft begann. In Berlin kam er zur Welt, wie aus seinem Münzzeichen erkennbar ist, in einer ziemlich kleinen Stadt Berlin, die gerade groß werden wollte. Es waren die Gründerjahre, und mein Pfennig mag damals schon nicht viel gegolten haben, damals, als die Maurer mit der

Droschke zum Bau führen, so viele silberne Markstücke erhielten sie, hat man mir erzählt.

Er mag viel erlebt haben, der Pfennig, aber es waren sicher die kleinen Erlebnisse kleiner Leute. Wie oft mag er letzter Pfennig gewesen sein? Er ging durch müde Bettlerhände und durch kleine Kinderhände, die für ihn ein Zuckerl kauften. In große Spekulationen war er gewiß niemals verwickelt. Vielleicht machte er Reisen in den Taschen von Handwerksburschen, kreuz und quer auf Deutschlands Landstraßen, bis er bei mir in München landete.

Es ist ein treuer Pfennig, ein wertbeständiger. Er hat die Stürme dieser ganzen Zeit durchgehalten. Was ist aus seinen Brüdern aus Nickel geworden?

Metallplättchen von geringem Wert. Aber der alte Pfennig war geblieben. Wer wird auch einem Pfennig etwas tun! Er hat durchgehalten durch die schlimme Zeit der Inflation, irgendwo in einer alten Geldbörse, in einem Täschchen, wo er neben Spielmarken lag, dieser lächerliche Pfennig, von dem man damals dreißigtausendmillionen Stück haben mußte, um eine einzige Semmel zu kaufen. Es war eine schlimme, unwürdige Zeit für meinen Pfennig, bis er wieder geehrt wurde und seinen jüngeren Brüdern gleichgeachtet. Und nun ist er wieder zum Kupferscheibchen geworden, und alles was draufsteht hat keine Bedeutung mehr. Ich habe diesen Achtzehnhundertsechundsiebziger wieder in ein Kästchen getan zu den Spielmarken, dem falschen Frankenstück und den beiden Trachtenknöpfen. Bin doch gespannt, was der noch erlebt. Foitzick

Kleines Malhör mit Moral

Ein Gartenrötel, dumm und jung,
- noch eben faß es auf der Eibe -
flog gegen meine Fensterheibe.
Ergebnis: Hirnerkütterung.

Da liegt's nun zwischen den Violon.
Stirbt's? Oder wird es sich erholen?

Das arme Kerlchen tut mir leid.
Ich streiche lacht fein Federheild
und fet' es auf die flache Hand.
Sein Atem fliegt, die Füßchen krallen
sich fest und leiten Widerstand.
Doch schließlich läßt es sich's gefallen.

- Wie herzerquicklich zeigt sich hier
Der Einhang zwischen Mensch und Tier!

... Auf einmal wird er unterbrochen.
Die neuerrachten Pulle pochen,
und - schnupp - Das Vöglein trennt noch mir sich
pfiffelschnell und zwar in Richtung Pfirfich,
mit Hinterlegung einer Gabe,
für die ich nicht Verwendung habe.

Darf ich dem Rötel feinen hargen
Befindand an Fiduz verargen?

Zwar bin ich selbst kein Bösewicht.
Doch mer sich wahrhaft auskennt, spricht:
Trau' keinem homo sapiens nicht!



„... und wir Polen sehen in der Sowjetunion einer gesicherten Zukunft entgegen!“

Radiocorrispondenza polacca dal Paradiso dei Sovieti: „... e noi Polacchi nell'Unione Sovietica ci aspettiamo uno scuro avvenire!“

PIEPENBRINKS RAPPEL

VON PETER SCHER

Piepenbrink ist der gutmütigste Mensch von der Welt. Aber da er zwei Zentner wiegt und ein wenig zu Schlaftrug neigt, drängt das überschüssige Blut manchmal unerwartet nach oben. Dann wird er von Jähzornausbrüchen heimgesucht, die ihn nicht weniger überraschen als andere.

Da sitzt er zum Beispiel am Nachmittag in seinem Polsterstuhl. Die altmodische Meerschampfeife, die schon der Stolz seines Vaters gewesen war, dampft gemütlich; ebenso der duftende starke Kaffee. Alles scheint einen Zustand wahren Behagens einleiten zu sollen. Plötzlich schließt Piepenbrink die Erinnerung an einen Bekannten durch den Kopf, der ewig seine Rechnung nicht in Ordnung bringt, sich obendrein Geld eiselt und endlose Zeit nicht zurückzahlt.

Eine fahrlässige Bewegung mit der Hand, der die berühmte Pfeife anvertraut ist, läßt sich nicht verhindern. Die tiefroten Backen gehen ins Bläuliche über; ja man kann ruhig sagen, die Farbe nähert sich dem Violett. Die Füße werden angezogen, der Körper bereitet sich mit einem Ruck zum Aufspringen vor. Noch scheint der Anfall abklingen zu wollen — da, gibt eine abermals hochstürmende Blutwelle den entscheidenden Anstoß.

Piepenbrink springt empor, wirft die Pfeife hin, stürzt aus dem Zimmer, blickt sich draußen gleich einem gereizten Stier in der Arena um, erwischt einen Gegenstand, zerrümmert ihn wortlos und kehrt aufatmend in sein Zimmer zurück, um nun in vollem Behagen seine Pfeife wieder zur Hand zu nehmen und seinen Mokka zu schlürfen.

Auf diese Art hat er im Verlauf des letzten Jahres Spazierstöcke, Bilder, Kaffeemaschinen und sonstige Gegenstände zwar dem wirtschaftlichen Umlauf entzogen, aber durch Neuschaffung doppelt wieder eingegliedert. Einmal entging er mit knapper Not der Versuchung, die schon etwas morsche Haushälterin gleichfalls in ihre Bestandteile zu zerlegen; zum Glück hatte sich im letzten Augenblick die ihm angeborene Gutmütigkeit aber doch noch zur Geltung bringen können.

Na, schön und recht — solange er zum Ausgleich seiner Wandlungen nur tote Dinge beschädigte, ging es ja an, denn es war seine Sache, wie er sich benachteiligte, um sich zu nützen. Aber eines Tages, bei einem besonders heftigen Rappel, geschah das Ungewöhnliche, daß der Zustand Formen annahm, die bedenkliche Folgen zeitigten.

Piepenbrinks Nachbar, Gendarmekommandant Kühnagel, hatte ihm in der vorigen Woche beim Tarockspiel eine Schlappe beigebracht, die seinem Ansehen als Meisterspieler ernsthaft Abbruch tat. Das Ereignis, von dem die ganze Stadt sprach, hatte Piepenbrink stark geärgert. Immerhin wurde es durch aufregende berufliche Vorgänge verdrängt und die Herren begegneten einander, als ob nichts geschehen wäre. Alles schien in bester Ordnung.

Da, als Piepenbrink eines Nachmittags das Kaffee und Pfeife saß und eben in die Gefilde süßen Behagens eingehen wollte, meldete sich der verdammte Rappel besonders heftig.

Die Vorstellung seines Unterlegenen bei einem Spiel, dessen siegreiches Bestehen jedermann von ihm erwartet hatte, spiegelte sich auf einmal als eine Schmach von fürchterlichen Ausmaßen in seinem Hirn. Er sah den Kommandanten in der Haltung eines höhmisches überlegenen Gegners den besten Tarockern des Stammtisches Vortrag halten. Das Blut stieg ihm siedend hoch. Herr-ramml hustete er wütend, dann schmiß er die Pfeife hin, sprang hoch, daß der alte Lehnstuhl ächzte, stürzte hinaus und zwar mit solchem Ungestüm, daß er, wie von einem Katapult geschleudert, auf der Straße vor dem Haus landete, wo er einem im selben Augenblick vorbeikommenden Herrn eine saftige Ohrfeige verabreichte. Alles ging blitzartig vor sich. Piepenbrink wußte beim besten

Willen nicht, wie er dazugekommen war — und der Fremde, der sich fluchend die Backe rieb, wußte es noch weniger.

Das Vorkommnis hatte betriebliche Folgen, denn der, dem die Ohrfeige eigentlich gegolten hatte, nämlich der Kommandant Kühnagel, war im Hause gegenüber gerade am Fenster gewesen und somit Zeuge einer Tathandlung geworden, die nach gerichtlichem Austrag verlangte. Derjenige hingegen, der unschuldigerweise die Ohrfeige empfangen hatte, war ein angesehener Geschäftsmann aus der Hauptstadt, der eigens in das entlegene Städtchen gerast war, um Piepenbrink in einer Darlehensangelegenheit ein sehr erwünschtes Angebot persönlich zu überbringen.

So kann es kommen, wenn man sich hemmungslos den Uргewalten überläßt. Daß er für seine menschenfreundliche Ansicht geohrfeigt worden war, erschien dem Fremden als eine Missetat, die nach fürchterlicher Sühne schrie.

Er schäumte vor Zorn und überhäufte Piepenbrink mit Beschimpfungen, die wiederum als Unterlage zu einer Gegenklage ihrer Bedeutung nicht verlustig gingen. So war denn binnen einer Viertelstunde aus dem friedlichsten Zustand der Welt ein Chaos entstanden und nur, weil Piepenbrink, der die Gutmütigkeit in Person ist, ausnahmsweise nicht an Dinge, sondern an ein Mitgeschöpf Hand angelegte, Verstimmt und erschüttert begab er sich zurück in sein Zimmer. Die kalte Pfeife in den Händen, nippte er am kalten Kaffee und eine dunkle Frage ging ihm durch den Sinn: Wie er künftig eine allenfalls notwendig werdende Ohrfeige so an den Mann bringen könne, daß beiden Beteiligten damit gedient sei.

Allerdings kein leicht zu lösendes Problem!

*

Mein Freund Johannes

Es war ein Buch mit kleinen Arbelten meines Freundes Johannes erschienen.

Natürlich wollten wir alle ein Exemplar mit handschriftlicher Widmung haben. Auch Frau Johanna wünschte ein solches.

„Aber liebe Frau“, sagte Johannes, „dir steht doch immer das Exemplar zur Verfügung, das ich für mich selber zurückbehalte.“

„Ach, es könnte ja doch mal sein, daß wir nicht zusammen sind, und ich möchte es doch immer bei mir haben“, hatte sie einzuwenden.

„Na ja, dann gib mal eins her“, sagte Johannes, zog seinen Tintenstift und schrieb:

„Seiner ehemaligen Frau Johanna. Johannes.“

Frau Johanna las es. „Aber was soll denn das bedeuten!“ rief sie bestürzt.

„Nur um sicher zu gehen“, erklärte Johannes. „Es könnte ja doch mal sein, daß wir uns scheiden lassen.“

J. B. Eger

Erfahrung - Esperienza

(J. Hegenbarth)



„Braucht keine Angst zu haben, Mädel, ich bin ein anständiger Mensch!“
„Ja — Ja —, dös san zuerst die meisten!“

“Nessuna paura, ragazza! Io sono un uomo onesto...
“Già... già... lo sono da principio i più...”



„Unsere Vorräte gehen zur Neige, Genosse Negrin, wir müssen wieder auffüllen!“
„Du hast recht, Prieto, wir müssen Europa retten. Dort läßt sich bestimmt etwas für uns holen!“

Spagnuoli rossi nel Messico: „Le nostre provvigioni, compagno Negrin, vanno declinando; bisogna ricompletarle!„
„Hai ragione, Prieto; dobbiamo salvare l'Europa e là c'è sicuro da pigliare qualche cosa per noi!„

EIN WIEDERSEHEN

VON KURT GROOS

Nichts, gar nichts geschah, und doch war diese Nacht für mich eine der seltsamsten Nächte, durch die ich gehen mußte. Eigentlich hätte ich weit auszuholen und von ganz früher zu beginnen. Aber es ist so viel Unausprechliches damals gewesen. Schließlich ist es aber auch nichts anderes, als daß ich sie zehn Jahre nicht mehr sah und sie nicht vergessen konnte; das ist alles.

Ihr Bruder, der Bildhauer, hatte uns eingeladen. Es gab genügend Anstoß für ihn, ein Fest zu feiern und glücklich zu sein. Seine Skulpturen waren in einer Sonderschau der Hauptstadt ausgestellt worden, eine Schau, die die Blicke der Welt auf den vom jungen Ruhm Erhabenen zog. Der festliche Abend fiel mit dem Tag der Eröffnung der Schau zusammen. Gegen Mittag, die Menschen hatten sich verlaufen, ging ich noch einmal durch die Säle, die das freundliche Werke bargen. Auch ihr Antlitz sah ich dort, von des Bruders meisterlicher Hand geformt aus labratem Stein. Da mußte ich wieder nur an sie denken, und es war doch schon so lange her. Der rötliche Stein war wie verzaubert durch ihre Schönheit; aber man konnte nicht sehen daran, daß ihr Gesicht wie Licht schimmerte.

Wie lange man so etwas mit sich herumträgt. Und sie hatte mir nur zweimal geschrieben, ganz im Anfang, zweimal in zehn langen Jahren. Vielleicht entsann sie sich meiner nun gar nicht mehr; sie war so berührt worden. Die Menschen feierten sie allüberall, und wo sie hinkam, hinterließ sie eine leuchtende Spur, weil ihr Gesicht aus lauter Licht war. Von ihrer Stimme hatte einer gesagt, daß diese Stimme Steine zum Lächeln bringe.

Abends, als man den jungen Bildhauer feierte, hielt Irgendjemand bekannter Mann eine Rede, und der bekannte Mann erwähnte auch die Schwester des Künstlers, die gefeierte Schauspielerin, und fand schöne Vergleiche von ihr zu ihrem Bruder. Der bekannte Mann sagte, daß die Götter sich in beiden spiegelten, und am Schluß der Rede erwiderten wir uns; wir tranken auf die Kunst und auf den jungen Ruhm und die Zukunft, auf das Glück. „Ja, sie spielt jetzt in Stockholm“, hörte ich jemand sagen, „schade, daß sie nicht unter uns sein kann!“

Nun muß ich erwähnen, daß mich, obgleich ich in derlei sonst nicht gerade empfindlich bin, an diesem Abend ein Mensch in geradem abstoßender Weise einzig und allein schon durch seine bloße Anwesenheit verletzte. Ich habe noch nachher geprüft, ob diese heftige Abneigung, dieser Widerwillen, ja dieses Ekelgefühl bei mir vielleicht noch nur hypochondrisch ausgelöst waren. Aber mitgeladene Freunde versicherten später, durch seine Anwesenheit gleich unangenehm berührt gewesen zu sein. Auch das Hotel, das ihn zu diesem Abend schickte, bedauerte, nur ihn frei gehabt zu haben; der zuerst zum Servieren vorgesehene Kellner war plötzlich erkrankt.

Ich kann mich nicht entsinnen, je einem Menschen mit gleich nackten Augen und einem gemeineren Mund begegnet zu sein. Als er die Speisen auftrug, verging mir schon der Appell beim Anblick seiner grüsmig wirkenden, rötlich behaarten Hände. Verwunderlich schien mir, daß er einen tadellosen, ganz hervorragend gearbeiteten Frack und einwandfreie Wäsche trug. Aus seinen Bewegungen konnte man sehen, daß sein Körper muskulös war; das rohe Gesicht mit den nackten Augen war das Gesicht eines Sklaven, der plötzlich frei und frech geworden ist, ein abschreckend häßliches, allerdings sehr hartes Gesicht. Die rechte Backe war Irgendwam mal zerschritten und schlecht vernäht worden; die breite graue Narbe saß unter dem groben Backenknochen wie der Wulst eines Peitschenhiebes. Man mache mir und denen, die er in gleicher Weise abstieß, nicht den Vorwurf, daß wir uns

von Überlichkeiten fangen ließen — dieser Mensch, von dem ich nach vielen Jahren noch einmal hörte, fand sein Ende bei einem Fluchtversuch aus dem Zuchthaus. Weshalb er dort hineinkam ist, weiß ich nicht; ich habe auch nie danach gefragt.

Als die Gläser gefüllt wurden, kam das Telegramm. Ihr Bruder war außer sich vor Freude; eine halbe Stunde später holte er sie selbst vom Flughafen ab.

Sie begrüßte mich zuerst. Aber das lag an nichts anderem, als daß ihr Bruder sie zuerst zu mir hinführte. Ihr Gesicht war noch immer wie aus lauter Licht, und als sie mir die Hand reichte, lächelte sie ein wenig verlegen. Es lag auch allein an ihrem Bruder, daß sie sich neben mich setzte.

„Sieben Jahre, es sind doch sicher sieben Jahre, seitdem wir uns nicht mehr gesehen haben“, sagte sie, „es sind zehn Jahre“, sagte ich, „zehn Jahre.“ Als der Kellner mit den nackten Augen und den grausamen Händen unsere Kelche füllte, sah ich Angelikas Augen erschreckt auf ihn gerichtet; ihr Glas zitterte ein wenig, als er den Wein in ihr Glas gab. Was mich aber am meisten verstörte, war das empörende Verhalten dieses Menschen, der während des Eingießens unverwandt und frech in das Gesicht meiner Nachbarin starrte. Bei diesem frechen Anstarren achtete er nicht auf das Glas; er schüttete den Wein über den Kelchrand, über das Tischuch und ihre schmale Hand, die zusammenzuknete. Nun aber brachte dieser Mensch das Maß meiner Verwirrung zum Überlaufen, denn statt eine Entschuldigung auszusprechen, stieß er einen gemeinen Fluch über sein Mißgeschick leise vor sich hin. Ich blieb Augenblicklich ließ ich mich zu der mir noch heute unverständlichen Hemmungslosigkeit hinreißen, ihn vor das Schienbein zu treten. Gottlob bemerkte niemand diese peinliche Entgleisung; nur Angelika sagte leise zu mir hin: „Ach, es ist ja nichts!“ In dem Widerwärtigen der Narbe zeigte sich plötzlich der Sklave. „Verzeihung, wie unachtsam ich war!“ flüsterte er mit ganz weicher Stimme, die gar nicht zu ihm paßte. Und dann baugte er sich tief zu Ankle und sagte sehr leise etwas zu ihr allein hin, das ich nicht verstand. Er entschuldigte sich wohl noch einmal. Ich sah Angelika erröten und ihm mit seltsamen, fast erstarrten Augen anschauen; es schien sich mit ihrem Widerwillen gegen diesen Menschen wohl auch Angst zu verbinden. Ich glaubte in ihm Gesicht zu lesen, wie sich das Vollendete und Schöne gegen das Häßliche und Niedrige zur Wahr setzten.

Als einer der letzten Gäste verließ ich die Feier. Ich verließ sie als ein Glücklicher, denn für den nächsten Nachmittag hatte eine Verabredung mit Angelika treffen können. Ja, sie hatte zugesagt, sie erinnerte sich gern unserer gemeinsam verbrachten Jugendstunden. Aber ich sollte sie schon in der gleichen Nacht noch einmal sehen und dann nie mehr wieder.

Nach der Feier konnte ich nicht nach Hause finden. Die Nacht war lau und lockend und voller Duft; eine Nacht der Liebenden. Der nahegelegene alte Park zog mich an, und ich verlor mich in ihm wie Park-Verzauberte in einem Irgarten. Ich sah die Liebenden, ich sah sie engumschlungen in den strauchumwucherten Seitenwegen; sie störten meine Einsamkeit nicht, denn wen sehen die Liebenden in solchen Nächten?

Es war wundervoll, so zwischen den sich Verfallenen einherzugehen; manchmal erhielt eine Bogenlampe das dunkle Gewirr der Sträucher und Bäume zu funkelndem Grünspan, und dann blieb ich stehen und beobachtete die Scharen der Nachfalter, die sich in das glühende Licht stürzten, immer und immer wieder in taumelnder Gier in das Verderben stürzten — warum wohl?

Es war wundervoll, so zwischen den sich Verfallenen einherzugehen; manchmal erhielt eine Bogenlampe das dunkle Gewirr der Sträucher und Bäume zu funkelndem Grünspan, und dann blieb ich stehen und beobachtete die Scharen der Nachfalter, die sich in das glühende Licht stürzten, immer und immer wieder in taumelnder Gier in das Verderben stürzten — warum wohl?

Es war wundervoll, so zwischen den sich Verfallenen einherzugehen; manchmal erhielt eine Bogenlampe das dunkle Gewirr der Sträucher und Bäume zu funkelndem Grünspan, und dann blieb ich stehen und beobachtete die Scharen der Nachfalter, die sich in das glühende Licht stürzten, immer und immer wieder in taumelnder Gier in das Verderben stürzten — warum wohl?

Auf einmal war es mir, als ob ein riesiger grauer Stein in meine Träume fiel. Mein Herz stockte, und ich blieb stehen. Und auch die schlanke mädchenhafte Gestalt vor mir und der neben ihr blieben stehen, und er zog sie zu sich und preßte sie in seine Arme, und sie gab nicht nach, sie schmiegte sich zu ihm hin, sie beugte das Gesicht aus lauter Licht zurück und ließ sich selbener Mund.

Der mit der Narbe sah mich nicht, auch Angelika sah mich nicht. Auch jetzt ist, als die die großen Augen aufschlug. Diese versunkenen Augen sahen nichts, in ihnen waren nur Hingabe und Geheimnis.

BETLEKTURE

VON KARL LERBS

Nun hast du wieder zwei Stunden gelesen, und es folgte doch höchstens eine halbe Darnen. Noch immer weißt du nicht: Wer ist es gewesen? Wer tat in der Bibliothek den Finanzmann belauern, um ihn mit der Sokratesbüste zu erfalgen? Ach, es ist ein furchtbares Knäuel von Fragen. Da verlagst die abgefelmte Psychologie. Acht stehen zur Auswahl. Verdächtig ist jeder. Im Leugnen find ich zäh wie Solibender, aber heiner hat die ridliche Schlei.

Was der Neffe, der Herren- und Wechfleiter? (Wenn ja: Was enthielt das verchwundene Testament?)
Was der heimliche Betucher auf der Feuerleiter, der heiner kennt?

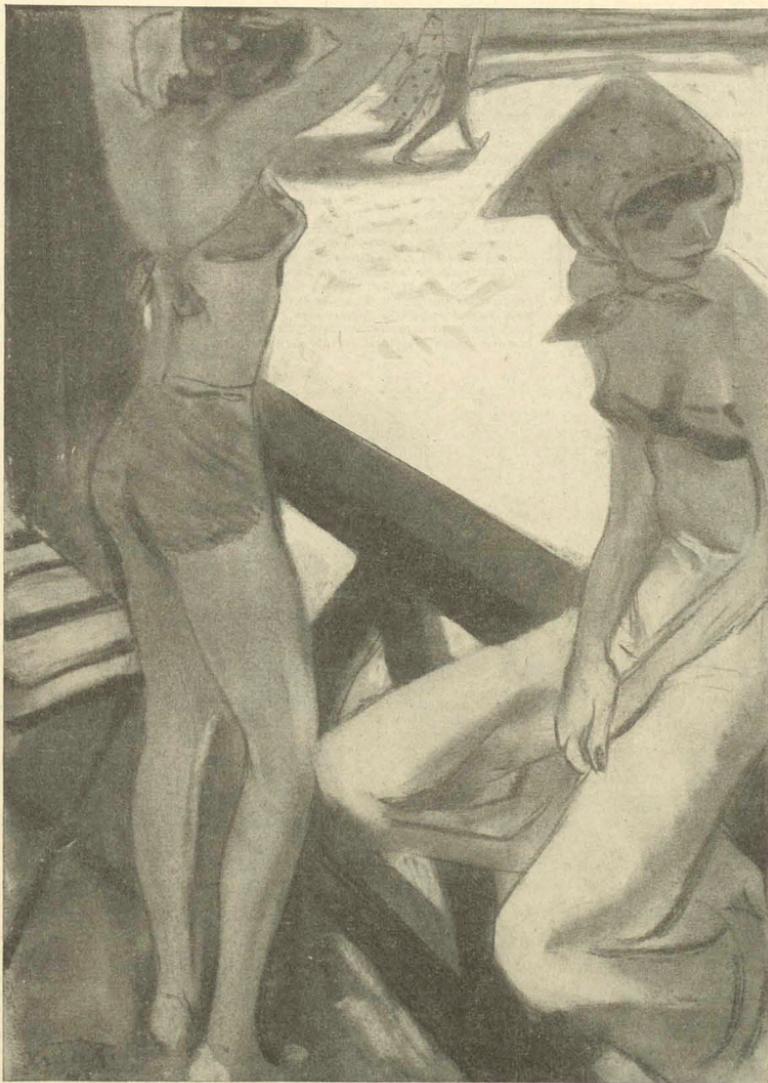
Was die hränliche Hausdame mit dem falschen Blick?
Schlug die Schaufpielerin mit dem tiefen Organ, die mehrere Zeugen um zehn ins Haus gehen fahn, den Direktor mit der Büste ins Genick? (Gemeint ist natürlich die Sokratesbüste.)
Ja, mer das wußt!

Wir wollen auch den Chauffeur nicht verzeihen: Man fand bei ihm einen falschen Paß.
Er hatte auf den Toten einen stiftigen Haß, und er hat schon fast negen Urhundenalückung gefellen. Na, und dann ist da des Direktors Kollege. Die beiden haben sich immerzu angebrüllt. Sie hamen einander bei der Schaufpielerin ins Gesehe. Und mo jener abends mar, ist in Dunkel geschüllt. Jedemfalls in der Zeit gegen zehn.
Und er hat sich dabei die Hofe zerriffen. Womöglich ist der Mann Ichtophron.

Kann man wissen?
Was die tolle Tante im schloßhellen Haar?
Auch sie lag um zehn noch nicht in den Kissen. Na — und ob der Kriminalkommisar überhaupt einer war?

Am Schluß des Buches — Das weißt du — steht: Es hat das Ding ein Neuter gedreht, der immer ganz unerträglich war.
Nun pleht dich die Neutler: Schlag auf und lies. Allein ein Sportmann kann sich bemestern. Er läßt die ganze Verändingengar mitfliegen über ihren faulen Alibi durch feine nächtlichen Träume geflittern.

Sei gemerkt: Du mirst dir die Hirnaut verheiftern. Ich lenne einen — rag nicht, rote er hieß —, der ist auf solche Weise verborben.
Er wurde immer magrer und gelber.
Leider ist er daran nicht gestorben.
Er fchreibt jetzt febler.



„Ob wohl wieder einmal ein ordentlicher Badeanzug in Mode kommt?“
„Kann schon sein, aber es wäre der Ruin des Familienbades!“

Le conseguenze: „Che venga mai di moda un costume da bagno come s' addice?.,
„Può essere; ma ne verrebbe la rovina del bagno di famiglia!.,

POMPEJANISCHES PARFÜM

VON JOSEF ROBERT HARRER

Torony war ein Blumennarr; deshalb hatte er auch den Beruf eines Parfümherstellers gewählt. Von Budapest aus flogen die duftenden, beglückenden Kleinigkeiten seiner Produktion nach allen Himmelsrichtungen; so hatten auch Torony-Parfüms in aller Welt einen guten Ruf. Mittens im Winter hatte Torony plötzlich Sehnsucht nach dem Süden. Er sagte:

„Ich muß wirklich, lebende, leuchtende Blumen um mich haben!“

So machte er ein paar Tage später auf seiner Reise nach dem Süden in Neapel erste Station. So sehr sich auch seine schöne Tochter Ilonka freute, sonnige Tage in Italien verleben zu können, fühlte sie sich doch einsam, weil Michael Mentös, der erste Chemiker des Betriebes, nicht mitgereist war. Auch ein junger Kunstgelehrter, ein feuriger Neapolitaner, der ihr stürmisch den Hof machte, ließ sie den geliebten Michael nicht vergessen. Eines Tages sagte der Kunstgelehrte: „Schöne Frau aus Ungarn, ich will Ihnen zeigen, wie ich Sie schätzte bei den letzten Ausgrabungen

in Pompeji habe ich diese antike Puderdose gefunden. Ich schenke sie Ihnen!“

Ilonka freute sich über dieses Geschenk. Als sie die Dose öffnete, fand sie noch ein wenig Puder. Sie elkte mit der Dose zu ihrem Vater. Dieser war begeistert.

„Ilonka, wenn ich denke, daß eine meiner Puderdosen, eine Torony-Puderdose, nach zweitausend Jahren gefunden wird! Vielleicht wird man dann staunen, was für wunderbare Parfüms wir —“

„Nein, Vater“, unterbrach ihn seine Tochter, „von deinem Parfüm wird man nicht mehr spüren!“

Da wurde Torony traurig.

„Du hast recht, Ilonka! Wenn man nur hinter das Geheimnis kommen könnte! Wie dieser bald zweitausend Jahre alte Puder duftet! Was haben nur die Duftkünstler im Altertum ihren Parfüms beigemischt, daß sich der Duft über die vielen Jahrhunderte hin erhalten hat! Unsere besten Parfüms, auch die meiner genialen Konkurrenten in Frankreich, haben nur vergänglichen Duft!... Und da in dieser uralten Puderdose! Was für ein wunder-

barer Rosenduft! Wenn man nur hinter dieses

Geheimnis kommen könnte! Man würde der be-

rühmteste Parfümer der Welt sein!“

„Vielleicht kann Mentös Michael —!“ meinte Ilonka.

„Hör mir mit Mentös auf! Du bist eben in ihn ver-

liebt!“

„Er liebt mich auch, Vater!“

„Ich wünsche mir Mentös nicht als Schwiegersohn!

Als Chemiker schätze ich ihn sehr, aber —“

„So laß einfach den Chemiker Mentös kommen!“

Schließlich sagte Torony's Begeisterung für Parfüms.

Er telegraphierte Mentös; ein paar Tage

später traf dieser in Neapel ein. Er brachte seinen

Koffer mit Instrumenten, mit chemischen Flüssig-

keiten und mit allem, was zur Untersuchung des

wunderbar duftenden pompejanischen Puders

notwendig war. Tagelang schloß er sich in sein

Hotelzimmer ein. Er war verzweifelt; denn er

konnte nicht hinter das Geheimnis kommen. Der

alte Torony spöttelte über ihn.

„Bisher fand ich nichts anderes, als was wir Parfü-

merzeuger auch verwenden!“ sagte Michael

bitter. „Schließlich muß ich mich damit trösten,

daß sich schon seit Jahren die besten Chemiker

über dem Geheimnis der Parfüms des Altertums

den Kopf zerbrechen!“

„Michael wird das Geheimnis finden, davon bin

ich überzeugt!“ sagte Ilonka. Michael nickte dem

Mädchen dankbar zu. Als dann der alte Torony

seinen Spaziergang machte, sagte Ilonka:

„Ich werde dir helfen, Michael! Ich mich nicht

aus! Viele Entdeckungen sind schon von sogenan-

nten Nichtfachleuten, von Außenstehendem der

Wissenschaft gemacht worden!“

Sie durfte also an den Untersuchungen Michaels

teilnehmen. Und bald darauf hatte auch Michael

mit Hilfe des Mädchens das Geheimnis gefunden.

„Ich kenne das Geheimnis, das Geheimnis des

pompejanischen Parfüms!“ sagte er abends zu

Torony. Dieser strahlte über das ganze Gesicht

und fragte hastig, worin es bestehe.

„Ich verrate es erst dann, bis ich Sie, lieber Chef,

als meinen lieben Schwiegervater betrachten

darf!“

„Erpressung! Gar nichts wissen Sie und wollen

nur —“

„Ehrenwort, Herr Torony! Ich kenne das ganze

Duftgeheimnis!“

Da hatte Torony keine Ruhe mehr, er fand keinen

Schlaf, er mußte jede Sekunde nur an das Ge-

heimnis denken. So gab er drei Tage später seine

Einwilligung. Er fügte hinzu:

„Schließlich ist es auch in meinem Geschäfts-

interesse, einen so tüchtigen, vielleicht den tüch-

tigsten Parfümchemiker der Welt, ganz eng an

mein Unternehmen zu fesseln!“

Nach der Hochzeit trat Torony auf Michael zu.

„Sol Lieber Michael, nun bin ich dein Schwie-

gervater! Nun verrate mir das Geheimnis des

pompejanischen Parfüms!“

Ehe noch Michael antworten konnte, rief Ilonka

lachend:

„Das Geheimnis, lieber Vater, besteht darin, daß

ich auf die Puderboxe ich dir die Dose zeigte,

ein paar Tropfen Parfüm geträufelt hatte!“

Da wurde Torony böse. Es kostete viel Mühe,

ihn zu beschäftigen.

„Lieber Schwiegervater“, sagte Michael, „vergib

den kleinen Schwindel mit dem pompejanischen

Parfüm! Aber was tun nicht zwei Verliebte, um

ihre Ziele zu erreichen?“

„Ach, ich ärgere mich weniger über euren Schwin-

dell; denn so kann ich noch glauben, daß der

Puder seinen so ursprünglichen Duft in den Jahr-

hunderten doch verloren hat! Etwas anderes ärgert

mich viel mehr! Und zwar, daß Ilonka kein Torony-

Parfüm verwendet hatte, sondern —“

„Ja, Vater“, unterbrach ihn Ilonka, „sondern ein

gewöhnliches Rosenparfüm aus Neapel! Aber

konnte ich ein Torony-Parfüm verwenden? Das

hättest du doch sofort erkannt, Vater!“

Torony lächelte jetzt. Das stimmte, meinte er.

Jetzt aber müsse sie diese Puderdose sofort dem

Italiener zurückschicken. Ein so wertvolles antikes

Stück müsse in ein Museum kommen.

„Solche Stücke gibt es genug, lieber Vater!“ sagte

lächelnd Ilonka. „Da werden von Andenken-

Firmen am laufenden Band erzeugt!“

Unterschied = Differenz

(O. Herrmann)

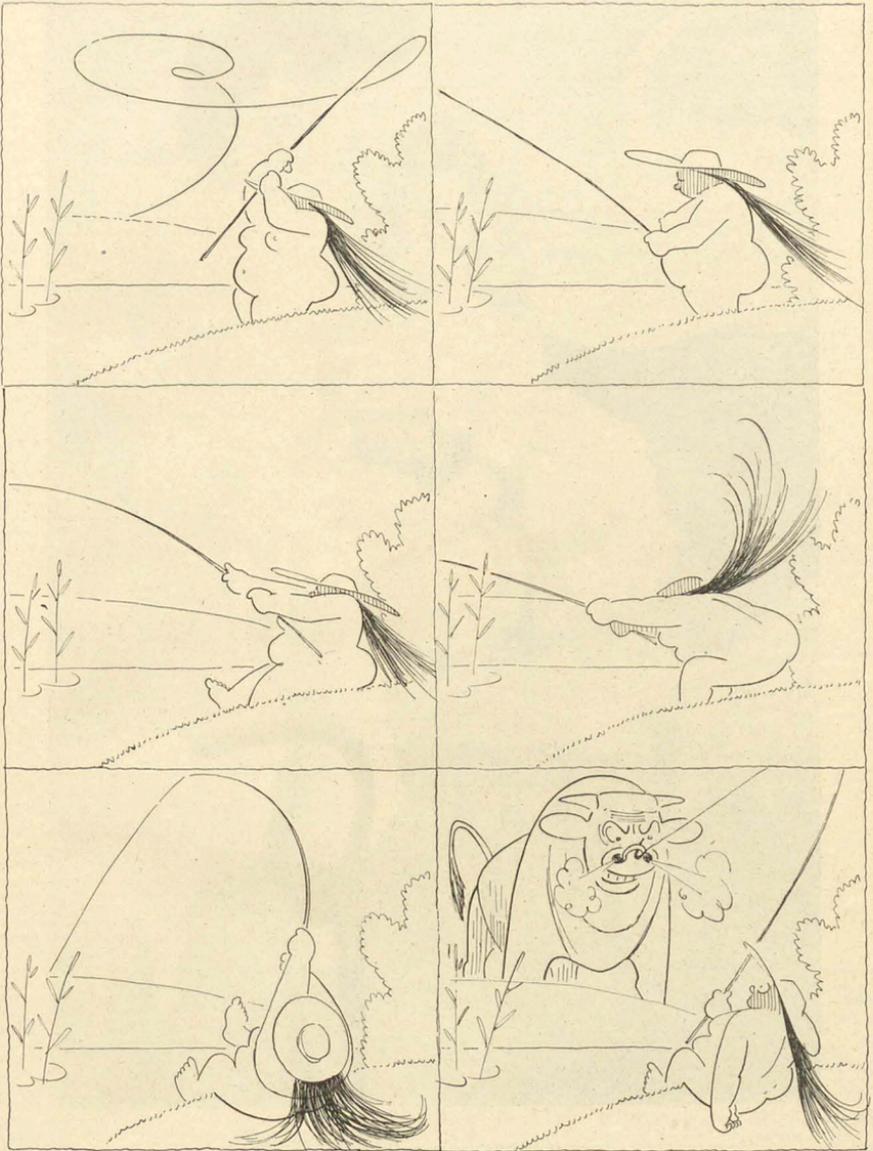


„Mein Mann ist ganz Materialist. Das Höchste ist ihm ein Rindsbraten!“

„Der meine ist ganz Idealist. Das Höchste wäre ihm Burgunderschinken!“

„Mio marito è un vero materialista; per lui nulla di più sublime d'un rosbif!“

„Il mio è un vero idealista; per lui il colmo sarebbe un prosciutto di Borgogna!“



Buona pesca!



„Glaubst du eigentlich an ewige Liebe und Treue?“

„Selbstverständlich, falls beide Teile sehr vorsichtig sind!“

HOKUSPOKUS

VON ERIK STOCKMARR

Johansen hatte sich einen guten Fensterplatz im Zuge ausgesucht und setzte sich behaglich zu recht. Außer ihm saß nur noch ein Herr im Abteil. Der Herr nahm eine Zigarre aus der Tasche und wollte sie anzünden, doch Johansen kam ihm zuvor und reichte ihm ein Streichholz. Er langweilte sich immer im Zuge und wollte gerne ein Gespräch einleiten. Der Herr dankte und bot Johansen eine Zigarre aus seinem Etui an.

„Danke, danke, das ist viel zuviel.“
„Ach nein, ich habe genug davon.“
„So? Sie sind vielleicht Zigarrenhändler?“
Der Herr schüttelte den Kopf.
„Aber woher bekommen Sie denn so schöne Zigarren?“
„Aus der Luft, mein Herr. Ich bin Zauberkünstler.“
„Wirklich? Das ist sehr interessant“, sagte Johansen.
„Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle?“
„Das ist nicht nötig“, antwortete der Zauberkünstler, „Sie heißen Johansen, sind Handelsreisender in Unterhosen, am 7. Juli 1893 geboren. Übrigens fehlen Ihnen am linken Fuß zwei Zehen. Stimmt, nicht wahr?“
„Ja“, sagte Johansen.
„Tja“, das stimmt. Aber wie in aller Welt können Sie doch...?“
„Ach, das ist nicht schwer. Ich bin auch Gedankenleser.“
„Gedankenleser! Sehr interessant. Können Sie vielleicht noch mehr über mich erzählen?“
„Natürlich. Selbstverständlich.“
„Versuchen Sie, das ein wenig, bitte.“
„Gerne. Lassen Sie mal sehen. Ja, ich will Ihnen zu B. erzählen, was Sie in Ihrer Brieftasche haben.“
„Ausgezeichnet.“
„Sie haben eine Photographie von Ihrer Frau, ein

paar quittierte Rechnungen und einige Geldzettel.“

„Stimmt.“
„Und wieviel Geld habe ich?“
„Soweit ich weiß, haben Sie ein paar tausend Kronen.“

Johansen lächelte: „Da haben Sie sich getäuscht.“
„Sagen wir denn 5000.“
„Nein. 10.000.“

„Wirklich! Merkwürdig. Na ja, ab und zu kann ich ja auch einen Fehler machen.“

Johansen nahm die Brieftasche hervor und zeigte die Scheine. 10 Tausendkronenscheine.

„Sehen Sie.“
„Ja wirklich.“
„Ihre Fähigkeiten sind aber trotzdem ganz eigenartig. Fabelhaft ist das.“

Nachdem sie eine halbe Stunde gefahren waren, hielt der Zug an einer kleinen Station, und der Zauberkünstler nahm seinen Koffer und seinen Hut.

„Tja, ich muß leider aussteigen, ich soll heute Abend ein Engagement hier in der Stadt anreten. Also auf Wiedersehen, mein Herr.“

„Auf Wiedersehen, Herr Zauberkünstler, und vielen Dank für Ihre angenehme Gesellschaft. Es hat mich sehr gefreut, Sie kennenzulernen.“

„Danke gleichfalls.“

Ein paar Minuten später saß der Zauberkünstler in einem anderen Zug und fuhr nach Kopenhagen, von wo er gekommen war. Im Koffer hatte er Johansens Brieftasche mit den 10.000 Kronen, seinen Füllfederhalter und sein silbernes Zigarrenetui. Hokuspokus!

DER FREUNDSCHAFTSDIENST

VON HEINZ SCHARPF

Der Kinninger Toni ist Besitzer eines ebenso tapferen wie eifersüchtigen Herzens. Als wackerer Gebirgsjäger im Norden kennt er keine Furcht, aber für sein Mädel in Fronleiten, da zittert er. Denn die Evi ist noch ganz jung und unerfahren und die Männer „z Fronleiten“ sind alle raffinierte Draufgänger. Sooft ein Kamerad auf Urlaub in Kinnigers Heimat fährt, gibt ihm der eifersüchtige Toni unter vier Augen den ehrenvollen Auftrag mit, daheim ein wenig nach dem Rechten zu sehen. Und jeder kam bisher noch mit der Nachricht zurück, daß sich die Evi des besten Leumunds erfreue. Drauf fiel dem Kinniger jedesmal ein Stein vom Herzen, so schwer, daß man es bis in die Polargegend plumpsen hätte hören müssen. Mit der Zeit rückten dann auch für den Toni die Tage des Urlaubs näher. Und eines Morgens ist es so weit. Aber als die Urlaubsscheine verteilt werden, ist der Kinninger wieder einmal durchgefallen, weil er sich noch einige Zeit geduldet. Dafür darf sein Freund Hannes heim, der überall da steht, wo die Sau sich schauert.

„Hannes“, sagt der Toni zu ihm beim Abschied, „schaust a weng nach bei der Evi ihr'm Fensterstock, du verstehst mi schon.“
Der Hannes verspricht es ihm in die Hand hinein und fährt los.
Doch als er dann zu Hause ist, heldi, da hat der Hallodri anders zu tun, als Kundschafterdienste zu leisten. Er kennt in Fronleiten ein Dutzend Freundinnen von früher her, denen er die Ehre seines Besuches erweisen muß, dabei vergißt er ganz auf die Evi.
Nach zwei Wochen, in denen er das heimeliche Tal ziemlich durchgefahnen hat, schaltet er

einen wohlverdienten Rasttag ein, bezieht er Ruhestellung hinter der Liebesfront. Bis spät in die Nacht hinein sitzt er im Wirtshaus. Dann macht er sich auf den Heimweg und da fällt ihm endlich das Versprechen ein, das er seinem Freund gegeben hat. Sein Inneres erteilt ihm sofort den Befehl, nachzusehen, ob am Fensterstock Evis noch die Dornröschen blüh'n? Unten am Bach liegt das Bauernanwesen, in dem sie haust. Im schwachen Mondlicht sind seine Umrisse deutlich zu erkennen. Der Hannes nähert sich ihm, als ginge es an einen feindlichen Bunker heran. Der feuchte Wiesengrund dämpft seine Schritte. Dann steht er vor dem Haus, nichts rührt sich weit und breit. Er kennt der Evi ihr Fenster, ohne jemals die Evi durchs Fenster kennen gelernt zu haben. Ob er einen Stein hinaufwerfen und ihr Grüß von ihrem Toni bestellen soll? Plötzlich ertönt ein Pfiff vom Nußbaum her und das Mädchen erscheint oben im Fensterrahmen.

Oha, denkt der Hannes, da geht's ja lustig zu, da bin I grad zur rechten Zeit kommen. Gleich darf er lehnt ein Bursch die Leiter ans Haus und steigt gewandt die Sprossen empor. Da aber springt der Hannes herbei, reißt die Leiter weg, daß der Kerl wie ein Sack herabpurzelt, und dann versetzt ihm der Hannes ein paar Zünftige mit einer Zaunlatte, wie sie zu diesem Zweck auf dem Lande jederzeit zur Hand sind. „Du windiger Hund, du“, ruft er dabei, „an recht an schon! Grauß vom Kinninger soll I dir ausrechnen und du sollst ihm sein Fensterstock dalassen.“

Oben stößt die Evi einen Schriai aus, aber der unten gibt keinen Ton mehr von sich, mitten unter der Balz ist er verstummt, wie ein getroffener

Hahn. Befriedigt geht der Hannes weiter, im Gefühl, ein gutes Freundeswerk vollbracht zu haben. Aber mit seiner inneren Ruhe ist es vorbei. Teufel, Teufel, denkt er bei sich, wie soll er da noch seinem Freund draußen flüstern? Kruzitürken, flucht er, wird dem Toni gar nichts sagen, soll er selber draufkommen, wie weit es mit der Unschuld von dem Mädel her ist, eine Sache, auf die einer oft lange nicht draufkommt.

In den nächsten Nächten hat der Hannes wieder auswärt's Dienst, da kommt er auf bessere Gedanken.

Nach fünf Tagen aber steht plötzlich der Kinninger vor ihm, wie er leibt und lebt, nur nicht so gesund, sondern als Verwundeter, geschient und verbunden.

„Ja, Toni“, ruft der Hannes, „wo ha's denn id erwischt? Bei an Bolschewistenangriff?“
„Na“, brummt der Kinninger.

„Oder bei an Stobtruppernehmen?“
„Na“, brummt der Kinninger.

„Ja, wo denn nacha?“
„Beim Fensterl, auf der Loata“, gesteht der Kinninger.
Da weiß der Hannes erst nichts zu sagen. Dann aber spricht er mit dem Brustton der Überzeugung: „Da hast es jetzt g'sehn, Toni, was I dir für a guter Freund bin!“

LIEBER SIMPLICISSIMUS

„Bobby“, sagt Felix, „willst du mich begleiten? Ich möchte schauen, ob ich irgendwo eine Laubsähe aufreiben kann?“

„Zu was brauchst denn so was, Lixl?“ fragt Bobby.
„Na, zu was denn sonst, als zu Laubsägebaiten!“
„Ujeger!“ meint Bobby kopfschüttelnd, „ist denn so eine Arbeit net anstrengend, bei der man auf den Bäumen einanderkraxeln muß?“ H. K. B.

Rudi führt Bobby in seine Bibliothek. Dort zeigt er ihm voll Besitzerstolz ein erlesenes Werk und meint: „Dieses Buch habe ich schon seit drei Jahren!“
Meint Bobby nachdenklich: „Da hättest du es aber wirklich schon... zurückgeben können!“ F. H.

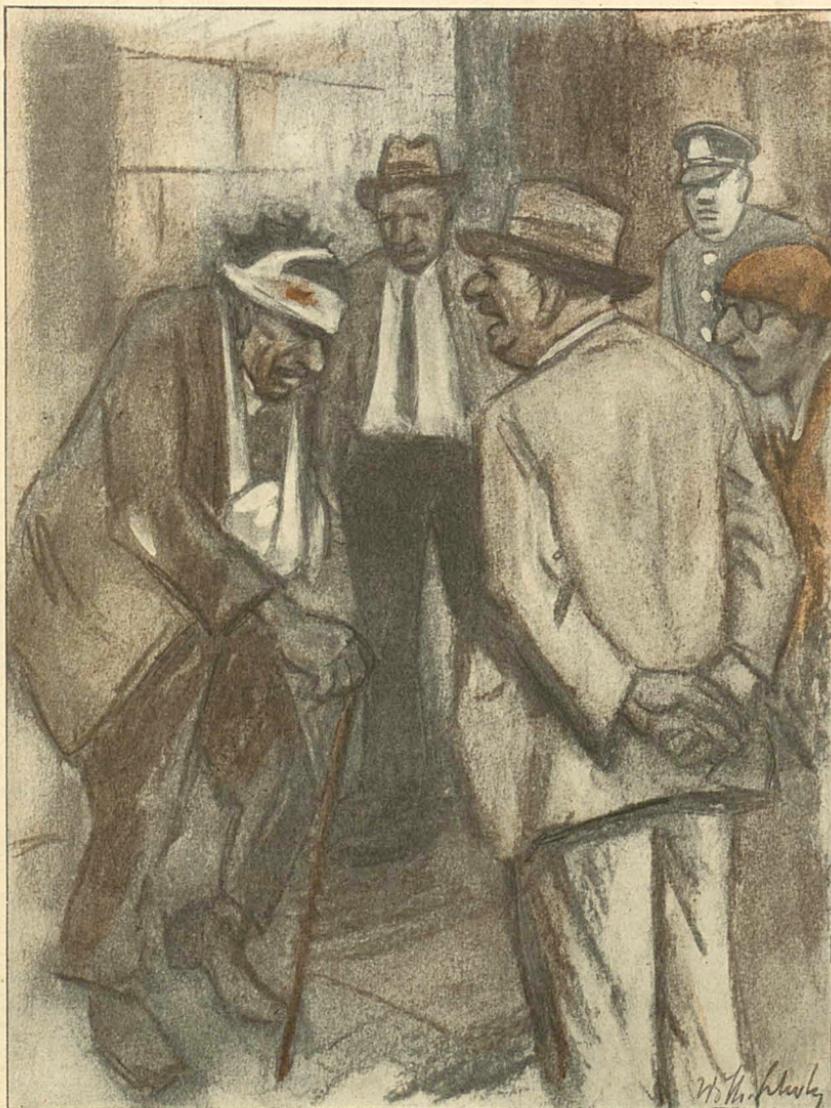


Mitten im einsamen Dickicht stand vor dem erschrockenen Wanderer plötzlich ein wüster Kerl — barfuß, zerlumpt, in der Rechten ein Schießesien. Das Gesicht in demüth-traurige Falten gelegt, sprach er mit wehleidiger Stimme: „Unterstützen Sie einen armen Mann — außer diesem geladenen Revolver hab' ich nichts auf der Welt...“ F. W.

In Wien gibt es unweit des Grabens ein vegetarisches Restaurant. Ich fragte den Wirt: „Warum stellen Sie immer künstliche Blumen auf den Tisch?“
Der Wirt lachte:
„Die echten Blumen stehen auf der Speisekarte!“ J. H. R.

Die Exil-Brüder in Washington

(Wilhelm Schütz)



„Haben Sie einen Unfall gehabt?“ — „Nein, ich hatte nur eine freundschaftlich politische Besprechung mit meinen Landsleuten!“

I fratelli d'esilio in Washington: "Avete avuto un infortunio?" — „No; ho avuto soltanto un'amichevole discussione politica coi miei compatrioti!„